

Ich hatt' einen Kameraden... [Fortsetzung]

Autor(en): **F.P.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 6

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635157>

Nutzungsbedingungen

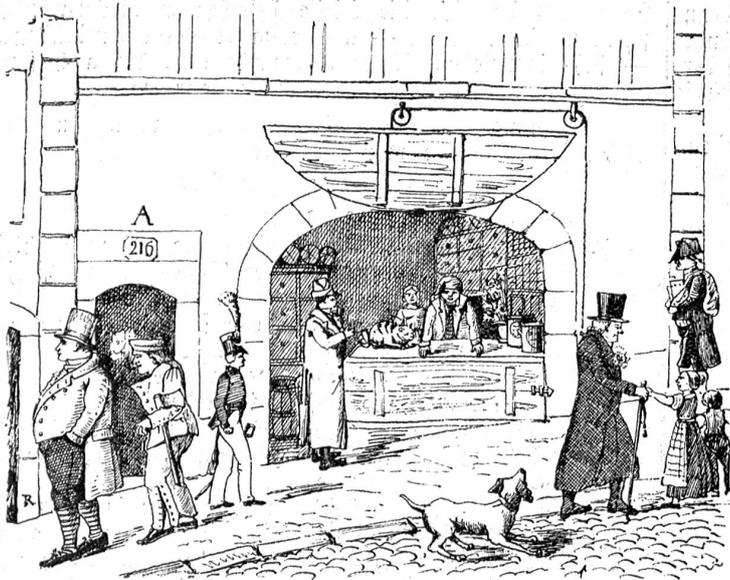
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Verkaufsladen am Stalden in den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts.

Nachfrage nach Arbeit.

Wie die Wohnungsnot, so ist auch die Arbeitslosigkeit eine Frucht unserer Zeit; denn im „Wochenblatt“ ist die Zahl der Stellensuchenden immer bedeutend kleiner als die der Angebote oder „Offerten“, wie wir heute so schön sagen. Dem widerspricht allerdings scheinbar Nr. 1.

1. Im Commissions- und Diensten-Bureau sind immerfort männliche und weibliche Diensten aller Art angeschrieben, die Plätze und Arbeit suchen; an der Spitalgasse Nr. 177.
2. Ein junger Mensch wünschte auf heil. Weihnachten einen Platz als Kutscher zu erhalten; unentgeltlich zu vernehmen bey dem Posthalter zu Herzogen-Buchsee.
3. Frau Kuhn, an der Kirchgasse Nr. 269., empfiehlt sich E. C. Publikum um Seidenzeug schwarz zu färben.
4. Ein im Sekretariats- und Rechnungsfache nicht unfundiger hiesiger Bürger empfiehlt sich bey'm Eden. (ehrenden) Publikum bestens, gegen billige Bezahlung, oder umsonst, um Copiatur- und Concept-Beschäftigung. Durch fleißige Bedienung und getreue Verschwiegenheit wird er trachten, das Zutrauen seiner Gönner zu erwerben. Das Nähere ist zu vernehmen an der Reßlergasse, Schattseite, Nr. 283, im dritten Stockwerk.
5. Eine Person von 30 Jahren Alters, welche mit guten Schriften versehen ist, sucht Platz als Köchin oder Kammermagd, bey einer honetten Herrschaft.
6. Eine junge Tochter, die gut französisch und deutsch spricht, wünschte so geschwind als möglich in einen Laden zu kommen. Im Berichtshause zu vernehmen.
7. Eine honette Frau, gewohnt Kranken abzuwarten, empfiehlt sich um geneigten Zuspruch, so wie auch um Blutigel anzusetzen; an der Mezgergasse Nr. 135 zu vernehmen.
8. Johann Maurer, Gitarrespieler, empfiehlt sich, gründlichen Unterricht im Gitarrespielen zu geben; er läßt sich auch in die Häuser berufen. Logiert an der Narbergergasse Nr. 65., im zweyten Stockwerk.
9. Wer Puppen zu repariren, oder neue zu machen hat, kann sich an der Junkerngasse Nr. 191 anmelden.
10. Frau Martig, Haarflechterin, Zeughausgasse Nr. 14, empfiehlt E. C. Publikum um allerley schöne Haar-geslechte zu verfertigen in billigen Preisen.

Wohl niemand mehr wird heute seine Dienste gegen billige Bezahlung oder umsonst anbieten; es steht

zu vermuten, daß der Einsender von Nr. 4 anderweitige Vorteile — wir denken an Protektion etwa — im Auge hatte. Vielleicht hat dieses Angebot zum Vorne gereizt wie Nr. 6, wo sich die Suchende allzu eigenartig ausdrückt.

Nachfrage nach Verlorenem.

1. Den 12ten Herbstmonats ist von Bern bis nach Laupen ein alter Sackkalender sammt etwas Schriften verloren gegangen. Dem ehrlichen Finder wird ein gutes Trinkgeld versprochen. Im Berichtshause zu vernehmen.
2. Den 15ten Herbstmonats ist in der Stadt ein kleiner Geldsädel verloren worden. Der redliche Finder kann sich im gelben Quartier Nr. 62, gegen ein gutes Trinkgeld anmelden.
3. Verloren: Frentags den 23ten Herbstmonats bis gegen die Engi, eine brodirte Frause von Mousseline; dem Finder ein Trinkgeld.
4. Den 29ten Herbstmonats lezhin hat ein armer Mann auf dem Markt zu Sumiswald eine schwarze Ziege mit Hörnern und einem weißen Zeichen am Kopf, verloren. Wer dieselbe gefunden hat und im Posthause zu Sumiswald abgiebt, wird ein Trinkgeld erhalten.
5. Dienstags den 26ten Herbstmonats ist von Bern vom Kornhausplatz hinweg bis außenher Muri verloren: eine silberne Uhr à bord rond, mit messingener Calotte; auf der kleinen Platine ist ein klein graviertes Bord und der Name: Nicolas Nebi, à Berne; das Zifferblatt hat römische Zahlen, und in der Schale sind die lateinischen Buchstaben A. L. C. nebst der Zahl 8912. Die Herren Uhrenmacher sind gebeten, darauf zu achten. Man bietet L. 4 Trinkgeld; sich bei Niklaus Nebi, Uhrenmacher, anzumelden.

Anbieten von Gefundenem.

Derartige Anzeigen sind ziemlich selten.

Den 29ten May's lezhin wurde auf dem Pakquart bey Biel eine silberne Sackuhr mit Kette gefunden; der rechtmäßige Eigenthümer kann nun solche, gegen Erlag der Publikationskosten und auf Beschreibung hin, in Zeit vierzehn Tagen, bey dem Kaspar Trümpy, auf der Vohstampe zu Biel, erheben; nachher aber würde weder Rede noch Antwort mehr dafür gegeben werden.

Dieser Schlußsatz fehlt fast nie. Es war eine nicht überflüssige Mahnung in einer Zeit, die mehr als die heutige dem Grundsatz huldigte: „Nume nid gschprängt, s' isch morn o no e Tag, mi cha de öppe luege.“

(Schluß folgt.)

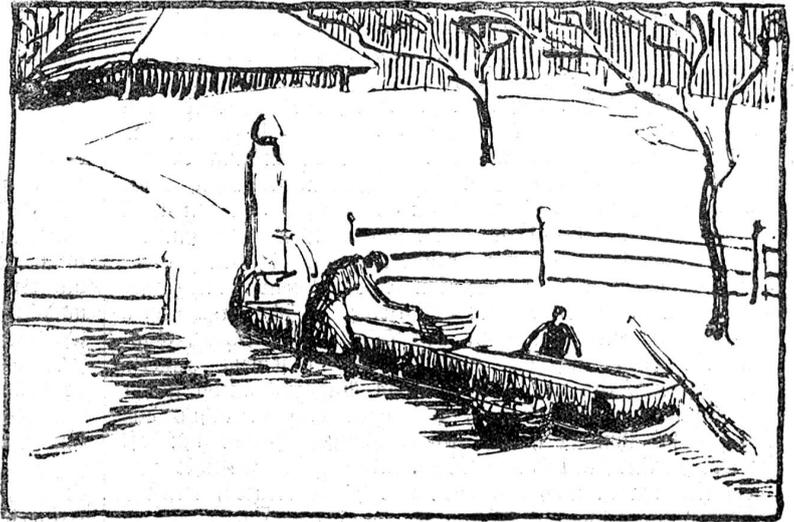
Ich hatt' einen Kameraden . . .

Skizze von F. P., Ins.

(Fortsetzung.)

Als gegen Frühling die Lüfte milder wurden, tummelten wir Knaben uns wieder allabendlich auf dem Marktplatz, während die Mädchen auf dem gedeckten Feuerweiber gar oft ein Tänzchen probierten. Verstummt dann gegen acht Uhr plötzlich das Geschrei der lauten Spiele, weil irgend ein Wachsammer den Dorfweibel gewittert, dann war mein Freund noch unbefriedigt und sagte: „Mir Größere wäi doch no nid häi, mir zerst no äis singe. Frig, gang rüef dört dene Mäitli.“ Da sich unter der frohen Mädchenschar meine beliebte Cousine Emmi befand, so durfte ich unter dem Deckmantel der Verwandtschaft am ungeniertesten mit diesen bezopften Kameraden verfahren, und fast immer folgten mir die Sängerinnen auf das Bänkli der gemütvollen, musikliebenden Tante Mathilde vor dem Salzhäuschen. So lange

wir hier sangen, kam es niemand in den Sinn, uns heimzujagen, und Robi riß uns mit seiner Sangesfreude alle mit. Die schöne Frau Heuberger aus dem nahen Schlößchen lehnte sich dann zum Saalfenster hinaus, die alten Oberdörfler machten sich still herzu, und die kritischen Unterdörfler blieben staunend und etwas neidisch am Gärtchen stehn mit ihrem Salzäcklein. Selbst der diabolische Dorfweibel stand manchmal horchend unterm breiten Dach der Schmiede und ließ uns gewähren. Seine spitze Nase und die scharfen Augen stachen dabei drohend aus dem Dunkel, wenn ab und zu der matte Schein einer Stalaterne über die Terrasse huschte. Wurde dann beim Auseinandergehen das Gelächter und „Gutenacht'sagen“ gar zu lärmend, dann fuhr er plötzlich um die Gartenecke wie ein Wüterich und kreischte uns in seinem Nar-gauerdialekt an: „Wänd ihr jek häi, oder wiä händ err's, ihr gottvergähne Brüeli, was ihr sind!“



Brunnen im Oberdorf Ins.

So gingen die letzten Schulwochen nur viel zu schnell vorüber, und das Examen rückte heran. Beim letzten Liede, das nach der Abschiedsrede sollte gesungen werden, happerte es bedenklich, da zuerst unsere Altersgenossinnen und nachher auch die Mädchen von der achten Klasse, welche in letzter Zeit so oft mit uns gesungen hatten, zu Schluchzen anfangen. Aber auch wir Buben hatten das Herz übervoll. Elf Jahre lang hatten wir nun alle fest zusammengehalten, und wenige Tage noch, dann mußten die meisten in die ungewisse Fremde, wo dann das sogenannte „spätere“ Leben anfang mit all seinen Gefahren und Bedrängnissen. Man hatte uns halt allzu oft gesagt in Kirche, Haus und Schule, jekt sei es dann endgültig aus mit Spielen, Scherzen und Dummheitentreiben. Ach, wie oft wünschten wir großen Buben dennoch diesen Tag herbei, wo wir uns z'grächtem zu den Erwachsenen zählen durften, da wir ja schon lange keine unentwickelten Büblein mehr waren. Und jekt, wo wir am Scheidewege standen, da sahen wir erst trauernd ein, was wir verlassen mußten. Doch mit einem verheiten Liede wollten wir nicht auseinandergehn, das hätte mein Kamerad nicht zugegeben. Trotzdem ihm jekt die Tränen über seine heißen Backen liefen, rettete er doch das Lied, indem er mit seiner plögl'ich wieder warm und hell erklingenden Stimme uns alle warnend mitriß. Am Osterabend stand das halbe Oberdorf auf dem Viehmarktplatz, selbst viele Unterdörfler zogen in Gruppen durch die angrenzenden Gassen. Nachdem wir ein wenig bedrückt zum letztenmal unsere Lieder gesungen, ging's ans Händeschütteln und Abschiednehmen. Robi begleitete mich noch bis vors Haus mit den Worten: „Mir sänge dänk jek de niemeß zseeme, du bißch halt denn e Heer, wenn de äinisch häichunisch. I vergisse di zwar nte, so lang daß i lebe.“ Wie er dann plögl'ich heimließ, tönte es ihm nach: „Mäinisch öppen i di? I bruche di numme före z'singe, denn chunnt mir alles Schöne ummen i Sinn.“

Als ich das erstemal nach Hause in die Ferien kam, war mein Kamerad nicht mehr da, er befand sich in Saint Blaise, um Sattler zu lernen. Es hieß, er komme oft heim, aber ich hatte nicht das Glück, ihn zu sehen. Doch in den Herbstferien traf ich ihn per Zufall, als ich meine Schwester in Neuenburg besuchen ging. Die Bahn fuhr damals noch nicht, drum ging ich zu Fuß über Thielle bis St. Blaise, welches durch ein Pferdetrain mit der Capitale verbunden war. Entzückt von welcher Eigenart schlenderte ich durch die krummen Gassen, als plögl'ich irgendwoher der altgewohnte Schulbubenpiff ertönte. Das konnte nur von meinem Kameraden kommen. Auf einer schmalen, schattigen Terrasse vor seines Meisters Werkstatt arbeitete er an einer Matraße. Mir schien, er habe sich sehr verändert. Als ich ihm freudig die Hand entgegenstreckte, standen ihm die Tränen in den Augen, denn er litt entsehrlich an Heim-

weh. Ich wußte gar nicht, was ich zu ihm sagen sollte, begriff aber seinen Schmerz, da ich ja selbst am gleichen Nebel litt. Er schickte mich bald fort mit den Worten: „Dr Mäischter het's nit gern, wenn i mit öpperem vo dehäime rede. Gang jek, süscht fahrt de ds Tram ohni di.“ Im Weitergehen fühlte ich nun deutlich, daß wir einander schon entfremdet waren. Nur das Lied konnte uns wieder zusammenbringen. Am andern Abend lehrte ich ins Heimatdorf zurück, ohne ihn nochmals zu sehen. Es war mir aber nicht möglich, sogleich ins Elternhaus zu gehen. Es zog mich auf die alten Jugendplätze, wo wir so viel Schönes erlebt hatten. Vor dem Salzhäuschen sangen nun unsere jüngern Schwestern. „Als ich wiedertam, war alles leer“, tönte es mir entgegen, und es tat mir weh. Die Mädchen aber sangen weiter: „Ist das Herz geleert, wird's nicht mehr voll.“ O freudige Erkenntnis, das Herz war ja noch eben so voll wie damals, wenn schon so vieles anders geworden war, und lebensfroh blickte ich der Zukunft entgegen.

Die Lehrjahre gingen nun für ihn ziemlich ereignislos dahin. Er war ein treuer, strebsamer Lehrling. Seine Lust am Singen konnte er befriedigen, so oft er heim zu seinen Leuten kam, denn seine Eltern waren auch sehr stimmbegabt und trotz ihrer nicht immer rofigen Lage doch stets bereit, ein Lied mitzusingen. Wie fast alle meine Schulkameraden lehrte auch er mit der Zeit wieder heim ins Dorf. Sie wurden als eifrige Sänger in den Männerchor aufgenommen. Ich vernahm das mit Befriedigung und benutzte die erste Gelegenheit, einem Konzert ihres Vereins beizuwohnen. Auch meine Lehrzeit war ja nun zu Ende, und ich konnte nach Willkür über meine freie Zeit verfügen. Dieser Abend wurde für mich zum Erlebnis, er brachte uns wieder zusammen. Ein guter Spieler aber schlechter Sänger sollte vor Liebchens Fenster ein Ständchen bringen. Er tat dies mit abgewandtem Gesicht, aber jedermann im Saale erkannte sofort den Lidenbücker hinter den Coullissen. Roberts Stimme erhob sich dort zu einem schwungvollen Liebesgesang. Ich weiß nicht mehr, was weiter auf der Bühne geschah, aber ich höre noch heute die so lang entbehrte Stimme wieder mit dem neuen, seltsamen Klang. Nach der Aufführung empfing er mein Lob mit wahrer Freude und meinte dann so forschend nebenbei: „Eh, mir chäu jo no zseeme äis neh, wenn du di nit verschämisch.“ Es wurde mäuschenstill im Saal, war's doch das erstemal seit Jahren, daß man die beiden Weihnachtsänger wieder hörte. Der fremde Klang in seiner Stimme hieß mich der Richtung seiner Augen folgen. Ich hatte es nun bald heraus. Dort drüben saß ja die hochgewachsene Marie mit der leuchtendblonden Haartrone, ein ehemals beliebtes Kindermodell von Meister Anter. Wie wunderbar sich dieses Mäd-

chen entwickelt hatte! Fürwahr, mein Kamerad hatte guten Geschmack. Es war seine erste tiefe Jugendliebe. In den Frühlingsferien suchte er mich sehr oft abends auf zu einem Spaziergang. Ohne daß ich es merken sollte, lenkte er dann seine Schritte durchs Dorf hinab dem Mühlgunde zu. Beim Chänzeli vorbei und den Bachreben entlang ertönte sein verbender Gesang. Im stillen Feierabend klangen die Töne wieder vom Park der Villa de Bury bis zu den alten Nussbäumen am Mühlebach, von den Lauben und Bänklein der Greischhäuser bis zum Fensterlein der blonden Marie. Im Herbst darauf sah ich ihn eines Abends mit einer glänzenden Trompete an der Schulter zum Schulhaus gehen. Es gab mir einen Stich. Er, der Sänger von Gottes Gnaden, ein Blechmusikant! Was wühlte in seinem Innern, daß er, der Stille, zu diesem lauten Ausdrucksmittel griff? Ich stellte ihn tags darauf zur Rede und vernahm, das Singen sei ihm verleidet, ältere Sänger hätten ihn oft schwer getränkt mit ihrem Neid. Doch seine Gefühle und Gedanken waren noch fast ebenso leicht zu erraten, wie damals auf der Schulbank. „Wer liebt und der muß leiden . . .“ (Schluß folgt.)

Die beiden Frauen.

Von Henri Borel.

Yang Tsz' wanderte einst durch das Reich Soeng und kam, östlich davon, in ein Wirtshaus, das zugleich Logierhaus war. Da er die Absicht hatte, einige Wochen von seinen Streifzügen auszuruhen, nahm er dort seinen Einzug.

Der Wirt hatte zwei Frauen, Kin Lien (Goldener Lotos) und Moe Tan (Fingstrose). Kin Lien machte ihrem Namen Ehre; sie war wirklich eine wunderschöne Frau und erhöhte ihre Schönheit noch, indem sie sich in kostbare Gewänder kleidete und ihr Haar kunstvoll frisierte. Viele Stunden brauchte sie für ihre Toilette, und sie konnte keine fünf Minuten mit etwas beschäftigt sein, ohne aufzustehen und sich im Spiegel zu betrachten. Ihre kleinsten Bewegungen und Gebärden waren wie einstudiert und zu Dingen der Schönheit geworden. Es war nichts an ihr, von dem kleinen Juwelen-Schmetterling in ihrer Frisur bis zu den Seidenschleifen auf ihren kleinen Pantoffeln, für das nicht die größte Sorgfalt verwendet war und das nicht die Aufmerksamkeit auf sich zog. Ihr Gesicht war kunstvoll gepudert und gleich einem duftenden Pfirsich, so zart und farbig war es; ihre feinen Augenbrauen waren nachgezogen, bis sie wie schwache Umrisse von fernen Bergen ausahen; ihre zierlichen Füße waren wie Lotosblumen; ihr Mund war eine kleine rote Blume. Noch niemals hatte Yang Tsz' eine so schöne Frau gesehen, und heimlich beneidete er seinen Gasthern, der ein so seltenes Kleinod sein eigen nannte, schöner als die schönste Konkubine aus dem kaiserlichen Harem.

Die andere Frau dagegen, Moe Tan, schien die lebende Parodie ihres poetischen Namens zu sein. Sie war häßlich, ohne jeden äußeren Reiz und tat nichts, um durch reiche und schöne Kleidung weniger häßlich zu erscheinen, was ihr die Mittel ihres Mannes, dessen Gasthaus viel einbrachte, ohne weiteres erlaubt hätte. Sie hatte nicht einmal ihr glänzendes Haar — das einzige Schöne, was sie besaß — zu einer kunstvollen Frisur hergerichtet und trug keinen einzigen Schmuck. Einfach und dürrig, unbekümmert um ihre Häßlichkeit, lief sie durch das Haus und gab sich nicht die geringste Mühe, in den Augen ihres Mannes schön zu erscheinen. Sogar Schminke und Puder verschmähte sie, obwohl die Etikette des Landes vorschrieb, daß das Frauenantlitz geschminkt und gepudert sei, und sie zeigte ihr nicht unfreundliches, aber häßliches Gesicht genau so, wie es geschaffen war.

Wie ist es möglich, dachte Yang Tsz', eine so häßliche Frau zu wählen, während doch die andere wunderschöne Frau von einem so feinen Geschmack meines Gasthern zeugt! Seine Verwunderung stieg jedoch aufs höchste, als er nach einigen Tagen bemerkte, daß der Gasthausbesitzer seine

häßliche Frau, Moe Tan, hoch zu achten und zu verwöhnen schien, während er sich um die bildschöne, Kin Lien, beinahe nicht kümmerte. Es stellte sich sogar heraus, daß Moe Tan, die häßliche, zwei Kinder von ihm hatte, während Kin Lien, die schöne, kinderlos war, also anscheinend nicht einmal von ihm begehrt wurde. Dazu kam noch, daß Kin Lien, die blendende Schönheit, die in herrlichen Farben glänzte und in reichen Seidengewändern rauschte, auf denen Juwelen funkelten, durch kokette Gesten und indem sie all ihren verführerischen Charme spielen ließ, alles aufbot, um die Aufmerksamkeit ihres Gatten zu erregen, während die nachlässig gekleidete Moe Tan, ohne jeden Schmuck, bescheiden und still ihrer Beschäftigung nachging und es nicht für nötig zu halten schien, ihrem Manne auch nur einen verstohlenen Blick zuzuwenden.

Yang Tsz' war hierdurch so betroffen, daß dies Rätsel ihn Tag und Nacht beschäftigte und er endlich den Mut faßte, seinen Gasthern zu fragen, wie es doch käme, daß er die schöne Frau so gering zu schätzen und die häßliche Frau so sehr zu ehren schien.

Und die Antwort lautete: „Mein lieber Erstgeborener! Meine schöne Frau hält sich selbst für schön, und darum sehe ich ihre Schönheit nicht; meine häßliche Frau hält sich selbst für häßlich, und darum sehe ich ihre Häßlichkeit nicht.“ (Uebersetzt aus dem Holländischen von Willy Blocher.)

Worte.

Wie es Wegweiser gibt an Landstraßen und Fußwegen, so gibt es eine Art geistiger Richtungszeiger für solche Menschen, die es gewohnt sind, nicht blindlings in den Tag hinein zu leben, sondern hier und da darüber nachzudenken, welchen Weg sie bisher zurückgelegt und welchen sie in Zukunft zu gehen haben werden.

Diese Zeiger sind die Worte großer und geistvoller Menschen. Solch ein Ausspruch lieft sich so leicht hin; man denkt etwa, der, der ihn getan, müsse ein besonders sehenswürdig begabter Mensch gewesen sein, dem sich die Tiefen und Geheimnisse des Lebens ohne Anstrengungen auftun.

Dem ist nicht immer so. Je kürzer, je schärfer und klarer ein Ausspruch ist, desto mehr ist er das Ergebnis langer Erfahrung, eingehenden Denkens.

Große Worte der Wahrheit haben die verschiedensten Funktionen zu erfüllen. Sie können dem halbverstümmelten Lebenswanderer zu einem frischen, belebenden Trunk werden. Wer hätte es nicht schon erfahren, daß er durch ein solches Wort plötzlich ermutigt, zum Weiterwandern gestärkt worden wäre? Sie können am Scheideweg, vor wichtiger Entscheidung zum Wegweiser, in finsterner Nacht zum Licht, an grauen Tagen zum Sonnenstrahl — auf unsicherem Gebiet zum Scheinwerfer werden. Mandem Schwachen, der in den verschiedensten Kämpfen des Lebens nur ein vom Winde bewegtes Rohr wäre, werden sie zum Stab, zur Krücke, an der er sich weiterhilft.

Dem Menschengeschlecht ist mit dem Worte ein Zauberstab gegeben. Jeder trägt ihn mit sich, jedem ist damit größere oder geringere Gewalt gegeben; je höher seine Intelligenz, desto größere Gewalt, je wahrhaftiger, desto segenspendendere Macht. Scheinbar findet das lügenhafte Wort mehr Freunde in der Welt als die Wahrheit. Aber das ist nur scheinbar. Es ist nur darauf zurückzuführen, daß die Menschen zu wenig zu eigenem Denken erzogen sind. Wer nicht denken kann, ist nicht imstande, Wahrheit von der Lüge, Echtheit von der Falschheit zu unterscheiden. Ein unsichtbares Heer steht sich stetsfort kämpfend gegenüber: das Heer der Wahrheitsworte gegen die Armee der Lügen. Sie machen sich die Köpfe und Seelen der Menschen streitig.

Und dieser Kampf wird dauern, so lange die Welt steht. Aber die Wahrheit wird siegen, denn — wir schließen mit einem solchen Wort von Byron — „wahre Worte sind lebendige Wesen.“

Anna Burg.